

Nr. 277. Bromberg, den 1. Dezember 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(Urheberschutz für (Copyright by) Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

20. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.)

Und von neuem ergriff ihn heiliger Zorn: Welch ein schamloses Spiel hatten die beiden mit ihm getrieben! Wie hatten sie sich verstellt und ihn hintergangen! Er sah wieder Bettina vor sich, wie sie sich an den Rittmeister klammerte und es fiel ihm ihr Geständnis ein, daß sie es war, die Erken veranlaßt habe, sie in ihrem Zimmer zu treffen.

Wie wahrsinnig trommelte er mit den Fäusten gegen die Fensterscheiben, daß sie klirrten. Er lachte auf, aber es war der kraftlose Versuch eines Lachens, das auf halbem Weg in Schmerz versank. Auf der Zunge hat er einen galligen Geschmack.

Mit einem jähen Ruck fuhr er jetzt empor: Mochte Taschew hundertmal gegen Napoleon konspiriert haben, den ja auch Johann Georg haßte, seine — des Herzogs — Pflicht war es, das Urteil des Gerichtes, das nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen war, vollziehen zu lassen. Und ganz tief in seinem Innern das grausam befriedigende Gefühl: Du strafst auch sie damit, die dein Herz mit Füßen getreten hat.

Rasch verließ er das Fenster eilte an den Schreibtisch. Mit dem Fuß schob er heftig den Stuhl beiseite, der ihm im Wege stand, und ergriff mit einer Hast, als fürchtete er, es könnte ihn reuen, die Feder. Schon setzte er an, um das Urteil zu unterschreiben, da war es ihm, als hielte eine unsichtbare Kraft seine Hand fest. Und ein Unsichtbarer sagte hinter ihm: Du hüllst dich ja nur in die Toga des Richters, um dir nicht eingestehen zu müssen, daß es dir nur darum zu tun ist, den Nebenbuhler zu beseitigen. Du belügst dich, aus Gerechtigkeit und Pflichtgefühl zu handeln, in Wirklichkeit diktiert die Eifersucht deine Handlungsweise."

Langsam entglitt der Hand des Herzogs die Feder. Er sank auf den Stuhl zurück, legte die Arme auf den Tisch und ließ aufschluchzend den Kopf darauf fallen.

Johann Georg wußte nicht, wie lang er so gelegen war. Als er sich jetzt wieder gefaßter aufrichtete, stand der Hofmarschall von Hahn im Arbeitskabinett.

„Hoheit haben geruht, mein wiederholtes Klopfen zu überhören", murmelte der Baron mit einer Verbeugung.

Der Herzog stemmte die Arme auf die Lehne seines Stuhles und schob sich etwas in die Höhe. „Was wollen Sie? Haben Sie mir wieder eine so frohe Nachricht zuzutragen?" sagte der Herzog mit bissiger Ironie und musterte den Hofmarschall mit einem glasharten Blick.

Der Hofmarschall entgegnete fast weinerlich: „Hoheit... verzeihen Sie mir . . . wenn ich gewußt hätte, wie nahe es Ihnen geht . . .

„Dann hätten Sie das Maul gehalten und mich in mein Unglück rennen lassen", höhnte Johann Georg.

Hahn hob wie beschwörend die Hand, schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf. „Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll. Jedenfalls bedauere ich tief, daß ich mich als Zwischenträger mißbrauchen ließ und dadurch Hoheit so schweren Kummer verursacht habe."

Man sah, daß er aufrichtig meinte, was er sagte. In seinen Augen war ein Ausdruck der Treuherzigkeit und des Mitgefühls.

Überrascht beugte sich der Herzog über den Schreibtisch, gleichsam, als wollte er dem Hofmarschall, der sehr leise und gedämpft sprach, die Worte vom Mund ablesen. „Als Zwischenträger? Wieso?"

Zögernd kam die Antwort: „Der Vicomte de Semour hatte mich alten Mann beschwatzt, es sei meine Pflicht, Hoheit von dem geplanten Rendezvous der Komtesse zu verständigen."

„Warum wünschte der Vicomte so dringend, daß ich es erfahren sollte?" forschte der Herzog mit vorgestrecktem Kopf, und seine Brauen wölbten sich hoch in die Stirne. Eine wilde Spannung beherrschte sein Gesicht.

Der Baron setzte ein paarmal an, dann stotterte er: „Er behauptete, die Heirat Ew. Hoheit mit der Komtesse Hauenstein entspräche nicht den Absichten Napoleons. Er sei gegen die Heirat, und da müsse man eine so günstige Gelegenheit wahrnehmen, diese Heirat . . ."

„Zu hintertreiben!" schrillte der Herzog dazwischen und hieb mit der flachen Hand auf die Platte des Schreibtisches, daß das Tintenzeug hüpfte und das vor ihm liegende Urteil aufflatterte. „Bin ich denn ein Leibeigener dieses Napoleon? Was geht es ihn an, wen ich heirate? Muß er denn in allem seine Hand haben? Er sollte sich lieber um die Dinge an seinem Hof kümmern. Es gibt für ihn genug vor der eigenen Tür zu kehren!"

Hahn ließ erst die Erregung des Herzogs abflauen. Dann bat er: „Hoheit, ich bitte demütigst um Verzeihung. Ich bin ein alter Mann und nicht mehr fähig, Intrigen zu durchschauen. Ich nehme meinen Abschied, ich habe ihn verdient. Aber es würde mir schrecklich sein, wenn ich in Ungnade . . ." Die letzten Worte blieben in dem aufsteigenden Schluchzen, das den Hofmarschall plötzlich überfiel, unverständlich.

„Na, beruhigen Sie sich nur", brummte Johann Georg ein bißchen unwirsch. „Es war ja die Wahrheit, was Sie sagten. Ich muß Ihnen ja sogar dankbar sein, weil Sie mir die Augen geöffnet haben. Sie haben damit bewiesen, daß Sie mir treu ergeben sind. Sie brauchen mir also nicht den Stuhl vor die Türe zu setzen. Ich nehme Ihren Abschied nicht an."

Hahns kleines, runzeliges Gesicht leuchtete auf. „Wenn Hoheit mir verzeihen, dann . . . dann wage ich es, so komisch es klingen mag und so notwendig ich selbst einen solchen brauchen könnte . . . als Fürsprecher vor Ew. Hoheit zu erscheinen."

Der Herzog war etwas verblüfft. „Für wen?"

„Für die Komtesse Hauenstein", antwortete der Hofmarschall und seine Haltung verlor jetzt mit einem Male, wo es galt, nicht mehr für seine Person einzutreten, alles Demütige, Unsichere.

Der Herzog stand vom Stuhl auf. Fast erstaunt blickte er den Baron an, wie jemand, dem man etwas Undenkbares zumutet. „Mensch, sind Sie verrückt?"

Aber der Hofmarschall ließ sich durch den scharfen, abweisenden Ton des Herzogs nicht einschüchtern. „Ich weiß, daß ich die ungeeignetste Person dafür bin, eine solche Bitte vorzubringen. Aber wenn Hoheit gesehen hätten, mit welchem Schmerz und mit welcher Verzweiflung die Komtesse fortgegangen war, als es Hoheit abgelehnt hatten, sie zu empfangen, Sie würden Mitleid mit ihr empfunden haben.“

„Ach was . . . Schmerz und Verzweiflung . . . lauter beliebte Requisiten bei den Weibern“, warf der Herzog hin, harten Spott um den Mund.

Ruhig und überzeugend, mit einem warmen, innigen Ton erwiderte Hahn: „Bei Weibern wohl, aber nicht bei einer wahren Frau.“

Der Herzog sann nach. In ihm ging allmählich eine Wandlung vor. Er hätte ja Bettina gern empfangen. Ersehnte sich nach ihr, ohne daß er es sich eingestehen wollte. Nur sein Stolz sträubte sich dagegen. Es sollte nicht so aussehen, als ob er die Hand zur Versöhnung bieten würde. Aber nun könnte er Bettina nochmals sprechen, ohne sich etwas zu vergeben. Die Bitte des Hofmarschalls ebnete ihm den Weg. Niemand würde ihm einen Vorwurf machen können, wenn er der Bitte eines alten, treuen Dieners nachgab. Er tat es ja wirklich nur dem Hofmarschall zuliebe, weil dieser ihn so sehr drängte. Johann Georg ging es wie so vielen Menschen, die sich überreden lassen, weil sie überredet sein wollen.

Nach einer kleinen Weile, die den Hofmarschall wie eine Ewigkeit dünkte, fragte der Herzog: „Hat Sie die Komtesse beauftragt?“

„Nein. Nachdem Hoheit es einmal abgelehnt hatten, sie anzuhören, hat sie sich, wenn auch darüber tief unglücklich, in ihr Schicksal gefügt.“

„Sie ist also tief unglücklich, weil ich sie nicht empfangen habe?“ forschte der Herzog und eine leise Hoffnung keimte in ihm.

„Ja, Hoheit, das ist sie. Ich aber handle nur aus eigenem Antrieb, aus der unbestimmten Empfindung heraus, daß ich etwas gutzumachen habe.“ Er hob wie flehend die Hände. „Hoheit erfüllen Sie meine Bitte und erleichtern Sie damit mein Gewissen.“

„Hahn, Sie sind ein alter Narr“, antwortete Johann Georg barsch, um es nicht merken zu lassen, wie gern er nachgab. „Aber solchen Narren muß man den Willen tun, sonst werden sie bösartig. Also gehen Sie und sagen Sie der Komtesse, daß ich auf Ihre Bitte hin sie empfangen will.“

Der Hofmarschall ergriff mit zitterigen Händen den Rocksaum des Herzogs und führte ihn zum Munde, um ihn zu küssen.

„Lassen Sie das, Hahn! Was fällt Ihnen ein?“

„Hoheit verdienen dieses Zeichen der höchsten Ehrfurcht. Als junger Mensch mußte ich das Kleid des fünfzehnten Ludwig küssen . . . aus Pflicht. Heute als Greis küsse ich Ihr Kleid freiwillig aus Verehrung und Liebe.“

Der Herzog legte mit einem Anflug von Rührung seine Hand auf die Schulter des Hofmarschalls. „Schon gut, lieber Hahn. Also in einer halben Stunde hier. Ich bin ihm sehr gewogen.“

Der Hofmarschall fuhr sich verstohlen über die Augen und ging.

Als der Herzog wieder allein war, begab er sich an den Schreibtisch und betrachtete lange und nachdenklich das Todesurteil für Iwan Taschew.

Zwölftes Kapitel.

Die Prinzessin saß auf der vor ihrem Salon liegenden Terrasse, über die der Schatten weitästiger, im Schmuck Tausender von weißen und roten Kerzen stehender Kastanienbäume gebreitet war. Wohlig hingelehnt in eine mit buntgestickten Kissen bedeckte Ecke der Ruhebank schaute sie besinnlich auf die zitternden Sonnenkringel, die durch die Blätter tanzend den Fliesenboden mit runden, leuchtenden Flecken bedeckten. Es nahm sich aus, wie ein mit Licht durchwebter Teppich.

Auf der Balustrade zwischen den steinernen Putten prangten rote Geranien. Die grünen, wuchernden Wiesen des Parkes waren mit den gelben Sternen des Löwenzahns gesprenkelt.

Amalie Anna trug ein weites, fließendes Kleid. Sie war nicht recht zufrieden mit sich. Ein bißchen verstimmt wippte sie mit dem Fuß.

Heute beim hellen Tageslicht kamen ihr die Vorgänge der letzten Nacht fast lächerlich vor. Gut, sie war in Joachim von Erken vielleicht verliebt. Ihr Temperament, erregt vom Tanz und Champagner, war wieder einmal mit ihr durchgegangen. Aber daß ihr amouröses Abenteuer — und nur um ein solches hatte es sich gehandelt — eine so blamable Wendung nehmen mußte, darüber ärgerte sie sich. Sie hatte sich die Sache ganz anders gedacht. Schließlich war sie doch eine Frau, die ein Recht auf Liebe hat, und sie war auch gar nicht gesonnen, ein völlig zurückgezogenes Leben zu führen. Aber um Gotteswillen nur kein Skandal! Sie fand so etwas geschmacklos und albern.

Sie rückte sich etwas in den Kissen zurecht, beugte den Kopf zurück und schaute zu dem grünen Blätterdach empor. Sie fühlte sich ernüchtert. Ihre heimliche Leidenschaft war abgekühlt. Lächerlichkeit wirkt wie ein kalter Wasserstrahl.

In diesem Augenblick stieg ein Mann, der in einen Mantel gehüllt war, über dem einen Auge eine schwarze Binde trug und den Hut tief in die Stirne gezogen hatte, rasch und hastig, als fürchte er, gesehen zu werden, über die Balustrade auf die Terrasse. Dabei stieß er einen Geranientopf herab, der klirrend auf dem Steinboden zerschellte.

Jäh wandte sich die Prinzessin um, stieß einen leisen Schrei aus und blickte den vermummten Eindringling mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen an.

„Um Gotteswillen, keinen Laut, Hoheit“, flüsterte der Mann und nahm Hut und Binde ab.

Amalie Anna sah überrascht in das ernste, sorgenvolle Gesicht des Oberleutnants von Wasil. „Herr Oberleutnant, was soll diese Maskerade“, staunte sie, „in der Sie mich überfallen?“ Noch flatterte der Schrecken in ihr nach.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich gnädigste Prinzessin erschreckt habe“, versuchte Wasil sich zu entschuldigen. „Aber nachdem unsere Mission an diesem Hof durch Hoheit entdeckt wurde, weil Sie mir jenes verhängnisvolle Papier abnehmen ließen, als ich auf dem Weg nach der russischen Grenze war, konnte ich es nur wagen in dieser Verkleidung zurückzukehren, um mit Ihnen allein zu sprechen.“

Amalie Anna schüttelte den Kopf. „Ich habe das Papier nicht aus der Hand gegeben. Niemand kennt seinen Inhalt, nicht einmal ich, weil ich nicht Russisch verstehe. Es ist längst verbrannt.“

Wasil sah die Prinzessin mit unverhohlenem Erstaunen an. „Und doch hat man Iwan zum Tode verurteilt!“ empörte er sich.

Die Prinzessin richtete sich jäh auf. „Das ist nicht möglich!“

„Doch! Ich habe es soeben erfahren. Wie das Kriegsgericht dazu kam, ohne dieses Beweisstück das Todesurteil auszusprechen, ist mir ein Rätsel. Sie können es dann nur auf den bloßen Verdacht hin getan haben. Aber das ist ja schließlich jetzt auch gleichgültig. Das Wesentliche ist, daß Iwan morgen früh füsiliert werden soll.“

Amalie Anna schauderte zusammen. Langsam fiel von einem der Bäume ein Blütensternchen zu ihren Füßen nieder.

„Wir müssen Iwan retten . . . helfen Sie dazu, gnädigste Prinzessin“, fuhr Wasil eifrig und mit jugendlichem Fanatismus fort.

Die Prinzessin schaute Wasil forschend an. „Warum soll gerade ich helfen?“

„Weil Sie Ihr großes Herz erwiesen haben, als Sie das Papier verbrannten“, sagte der junge Offizier feurig, „das Herz einer großdenkenden, mitfühlenden Frau.“

Amalie Anna lächelte ein wenig und öffnete leicht die Lippen. Sie erkannte, daß Wasil nichts von den Geschehnissen dieser Nacht wußte. „Nun was weiter?“

„Ich werde erklären, daß ich der allein Schuldige bin, daß ich die Nachrichten nach Rußland gegeben habe. Iwan sei vollkommen unbeteiligt und habe von meinem Treiben nicht das Geringste gewußt. Dann müssen sie mich erschießen.“

Die Prinzessin hat mit wachsendem Interesse zugehört. „Was veranlaßt Sie zu diesem seltsamen Entschluß?“ fragte

sie ein bißchen verwirrt. So viel Selbstlosigkeit schien ihr unfaßbar.

Wasil antwortete ohne Zaudern unter dem Zwang seiner begeisterten Opferbereitschaft: „Iwan ist die Hoffnung seines Landes. Seine hervorragenden Kenntnisse, sein lebhafter Geist und seine restlose Energie berechtigen zu der Erwartung, daß er seinem Volk noch große Dienste leisten wird. Ich dagegen bin nur Soldat, nur einer von den vielen Tausenden, die man nicht vermissen wird, die keine Lücke hinterlassen, wenn ihr Leben ausgelöscht wird."

„Ich meine, Ihre Worte beweisen das Gegenteil," sagte Amalie Anna mit großer Wärme.

Der Oberleutnant wehrte bescheiden ab. „Zwischen ihm und mir kann die Wahl nicht schwer sein. Darum bitte ich nochmals, helfen Hoheit dazu, daß ich an Iwans Stelle erschossen werde." Er ließ sich ungestüm auf das Knie nieder und ergriff die Hand der Prinzessin.

Amalie Anna betrachtete aufmerksam den jungen, hübschen Offizier, der mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen vor ihr kniete. Es durchflog sie ein prickelndes Gefühl. Unwillkürlich gestand sie sich ein, daß Wasil eigentlich viel schöner sei als Joachim, wenn auch eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen beiden Offizieren vorhanden war.

„Stehen Sie auf, Wasil, ich möchte nicht, daß man uns in dieser Situation überrascht. Ich habe genug an derartigen Überraschungen," sagte sie mit einer gewissen Vertraulichkeit und ein rosiges Erröten glitt langsam über ihre Wangen.

Wasil stand rasch auf. Er wollte antworten, Amalie Anna aber hinderte ihn mit einer energischen Bewegung der Hand daran.

(Fortsetzung folgt.)

Der eingebildete Kranke.

Von Dr. med. G. Kaufmann-Dresden.

Das Wort „Einbildung" wird in übertragener Bedeutung recht häufig gebraucht. Man spricht von eingebildeten Menschen, das sind solche, die überheblich sind und sich wichtiger und beachtenswerter vorkommen, als ihren Fähigkeiten und ihrer Stellung entspricht. Solche Menschen wirken oft dumm und lächerlich. Man bildet sich aber nicht immer Vorzüge, sondern auch oft Schwächen ein. Ein Mensch, der sich aus irgendwelchen Gründen nicht wohl fühlt, fürchtet, krank zu sein. Diese Furcht oder besser diese Angst kann sich zu bildhaften Vorstellungen steigern, zum Beispiel zu der Vorstellung einer Krankheit. Auffallend oft sind das Krankheiten, von denen der Betreffende in letzter Zeit in irgendeinem, sein Gemüt besonders bewegenden Zusammenhang gehört hat, etwa durch den plötzlichen Tod eines Freundes oder eines Bekannten. Man macht sich also ein Bild von einer Krankheit, beobachtet seinen körperlichen Zustand und vergleicht alle Unregelmäßigkeiten, die sich irgendwie feststellen lassen mit diesem Bild. Oft ist die Vorstellung, die man sich von der Krankheit macht, schief oder ganz falsch. Krankheiten, die zu solchen eingebildeten Vorstellungen, besser gesagt zur Krankheitsangst Veranlassung geben, sind vor allem Krebs, Rückenmarksleiden, schwere Arterienverkalkung. Aber auch wenn sehr gute Kenntnisse über den Charakter und die Symptome einer Krankheit vorhanden sind, kann es zur Einbildung von Krankheiten kommen. So leiden junge Ärzte oft an derartigen eingebildeten Krankheitsvorstellungen. Das tun ferner jene Menschen, die gern alles, was sie hören und erleben, auf die eigene Person beziehen. Auch eine innere, oft triebhaft bedingte Angst kann ihren Niederschlag in gewissen Krankheitsvorstellungen finden. Anstelle der Angst vor der Krankheit tritt die unberechtigte Vorstellung von einem drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch, Verlust eines Angehörigen, von Feuersgefahr, Eisenbahnunfällen. Besonders alte Leute, die in schmerzlicher Weise das Nachlassen der geistigen und körperlichen Kräfte spüren, glauben oft, „es reicht nicht mehr", obwohl gut für sie gesorgt ist.

Wenn solche eingebildete Kranke den Arzt aufsuchen, sind sie manchmal zunächst erleichtert, wenn sich nichts findet. Dann kommt aber der Zweifel, und sie sind geradezu ärgerlich oder entrüstet, daß sich kein Krankheitsbefund nachweisen läßt. Sie gehen zu einem anderen Arzt oder zu einem nichtärztlichen Berater, und der letztere findet und verordnet etwas. Das hilft dann auch manchmal auf einige Zeit.

Die Zahl der nur eingebildeten Kranken ist aber gar nicht so groß, wie man vielleicht denken sollte. Auch diejenigen, von denen man sagen möchte, daß sie sich eine Krankheit einbilden, haben Beschwerden, die nicht eingebildet sind, für die sich jedoch eine krankhafte körperliche Veränderung nicht nachweisen läßt. Bei Beschwerden solcher Art wie Kopf-, Magen-, Rückenschmerzen, Herzklopfen, Schwindelgefühl, Übelkeit, Blähsucht, Mattigkeit, Ohnmachtsanfälle handelt es sich nicht um eingebildete Leiden, nicht um Symptome, die auf einer falschen Vorstellung beruhen, sondern um wirklich vorhandene, schmerzliche und unangenehme Körperempfindungen, die ebenso quälend sein können wie eine Zahnwurzelentzündung oder Gallenkolik. Man tut den Kranken bitter unrecht, wenn man ihre Beschwerden mit ein paar Redensarten abtut, weil man keinen anatomisch nachweisbaren Grund für die Beschwerden findet. Es ist vielleicht zuviel gesagt, wenn behauptet wurde, daß der Arzt bei solchen Symptomen gar nichts findet. Obgleich sich keine anatomischen Veränderungen nachweisen lassen, besteht doch oft eine deutlich erkennbare Veränderung in der Funktion, das heißt im physiologischen Verhalten der Organe. Die Herztätigkeit ist auch in in der Ruhe beschleunigt, der Magen arbeitet unregelmäßig, der Magensaft ändert seine Zusammensetzung. Der Leib ist etwas aufgetrieben. Es finden sich schmerzempfindliche Stellen, die zwar nicht immer scharf abgrenzbar, aber doch nachweisbar sind. Man nennt solche Beschwerden gemeinhin nervöse oder psychogen bedingte Erscheinungen. Es handelt sich um veränderte körperliche Vorgänge auf Grund einer seelischen Erregung. Daß Gemütsbewegungen den Ablauf körperlicher Vorgänge ändern können, wissen wir alle. Wer durch eine Bemerkung peinlich berührt wird, errötet. Das heißt, die Hautblutgefäße des Gesichtes erweitern sich. Manche Examenskandidaten, die sich nicht genügend vorbereitet haben oder andere Personen, die eine ihnen sehr unangenehme Angelegenheit in Angriff nehmen müssen, spüren heftige Darmbewegungen. In volkstümlichen, etwas derben Redensarten wird diese körperliche Wirkung seelischen Mißbehagens drastisch zum Ausdruck gebracht. Es können aber auch Seelenregungen, die nicht so plötzlich auftreten die mehr oder weniger erfolgreich verdrängt worden sind, ein Ventil suchen und sich nun an irgendeinem Organ, beispielsweise am Herzen, äußern.

Manche Menschen sind sehr robust. Sie setzen sich mit erstaunlicher Leichtigkeit über alle Arten von Gemütsbelastung hinweg. Andere werden übermäßig leicht durch Schwankungen des Gemütslebens aus dem Gleichgewicht gebracht. Natürlich haben auch sie es gelernt, sich zu beherrschen. Sie weinen oder lachen nicht bei jeder Gelegenheit wie ein Kind oder ein sehr primitiver Mensch. Auch der Gesichtsausdruck kann weitgehend willensmäßig beherrscht werden, aber schließlich tritt die Gemütsbewegung doch in irgendeiner Weise zu Tage. Bei einem ist es dann das Herz, beim andern der Magen. Jener leidet an Kopfschmerzen, dieser fühlt sich erschöpft und matt oder klagt über Schwindel. Auch solche psychisch bedingte Beschwerden müssen behandelt werden. Mit Stärkungsmitteln, Elektrisieren, Bädern und Erholungsheimen gelingt die Besserung nur unvollkommen. Viel wichtiger ist es, die seelische Ursache abzustellen. Das kann aber gewöhnlich nicht der Arzt, sondern oft nur der Leidende selbst. Wenn es dem Mediziner gelingt, seinen Kranken wenigstens zu der Einsicht zu bringen, daß seine Beschwerden auf psychische Ursachen zurückzuführen sind, so ist schon viel gewonnen. Oft läßt sich auch durch eine vertrauliche Aussprache der Kernpunkt des seelischen Unbehagens herausfinden. Das ist ein weiterer Fortschritt. Sehr häufig stößt man jedoch bei der Besprechung dieser Dinge auf die bange oder vorwurfsvolle Äußerung: „Herr Doktor, Sie meinen, mein Leiden sei eingebildet." Da ist es von größter Wichtigkeit, den Unterschied zwischen psychisch bedingten Symptomen und eingebildeten Krankheiten klar herauszuarbeiten. Solche nervöse Beschwerden können natürlich zum Ausgangspunkt für eingebildete Krankheiten werden, aber die Beschwerden selbst sind nicht eingebildet,

sondern tatsächlich vorhanden. Daran ist gar nicht zu zweifeln. Der Weg von der seelischen Verstimmung bis zum Herzklopfen zum Schwindel oder zur quälenden Magenstörung ist schwierig zu beschreiben. Er führt über das sogenannte unbewußte, sympathische Nervensystem, das alle Lebensvorgänge im Körper, Drüsenabsonderung, Gefäßspannung usw. regelt. Wie schon gesagt, ist bei manchen Menschen dieser Weg besser gebahnt als bei andern. Er findet sich aber bei allen vorgezeichnet, auch bei Tieren. Es ist durchaus natürlich, wenn sich aus seelischer Not ein Krankheitsgefühl entwickelt, und man braucht sich dessen ebensowenig zu schämen wie eines körperlichen Leidens. Wenn die Symptome beunruhigend sind, muß unbedingt eine genaue ärztliche Untersuchung vorgenommen werden. Läßt sich ein körperliches Leiden ausschließen, um so besser. Es heißt dann, die psychischen Bedrängnisse zu überwinden. Das ist oft schwer und erfordert Zeit, gelingt aber um so vollkommener, je aktiver und lebenskräftiger der Mensch ist. Das Gespenst der eingebildeten Krankheit kann man von sich weisen. Es ist ein Gebilde der Angst und verschwindet, sobald diese überwunden wird.

Kurt oder Konrad Krause.

Eine Schulerinnerung von **Hans Reimann.**

Zwei in unserer Klasse hießen Lange, und zwar der eine Kurt, der andere Martin. Sie wurden von der Mehrzahl der Lehrer mit Vornamen gerufen: „Kurt" und „Martin"; der Lateinprofessor, ein zugeknöpfter Junggeselle, sagte „Kurt Lange" und „Martin Lange", und der Mathematiklehrer unterschied „Lange I" und „Lange II". Bei den übrigen waren sie, wie gesagt, Kurt und Martin.

Als wir von Quarta nach Untertertia aufrückten, überflügelte Martin, der Lange II, den Kurt und ward für den Mathematiklehrer von Stund an der „Lange I". Ordnung muß sein. — —

Geschichte gab ein Herr, der für Namen kein Gedächtnis hatte und infolgedessen nie imstande war, einen Schüler aufzurufen, ohne vorher einen Blick in das Verzeichnis getan zu haben. Einige Namen merkte er sich aber denoch. Zum Beispiel nannte er einen, der Wolf hieß, mit Verbissenheit „Schröder", und da dieser mit der Zeit herausgekriegt hatte, daß er mit „Schröder" gemeint sei, so reagierte er pünktlich auf den Namen und bestärkte dadurch den gedächtnisschwachen Lehrer in dem Glauben, er hieße wirklich Schröder. Er hieß jedoch Wolf.

Einmal trat der Geschichtsprofessor in die Klasse, bestieg das Katheder, nahm Platz, blickte in die Schülerschar und sagte gewichtig „Rettich!"

Alles grinste. Etliche pruschten heraus, und einer drohte vor Lachen zu explodieren.

Wir kannten keinen Rettich. Wir waren auf den Namen nicht gefaßt gewesen. Mehr verlegen als wütend schaute der Geschichtslehrer in seinem Taschenbuche nach, und es erwies sich, daß er einen gewissen Reichenbach hatte aufrufen wollen.

Reichenbach trug fortan den Spitznamen „Rettich".

Aber am ärgsten erging es den beiden Langes. Sie verursachten dem Lehrer großes Kopfzerbrechen, zumal er sich, soweit es den Namen Lange anbetrifft, alle erdenkliche Mühe gab, ihn zu behalten; aber er ist nie dahintergekommen, welcher der Kurt und welcher der Martin war.

Den Kurt nannte er meist „Konrad Krause", und den Martin pflegte er schlichtweg „Kurt" zu nennen.

Weil nun die Langes allmählich ihre neuen Namen kennen gelernt und sich lächelnd in ihr Geschick gefügt hatten, so freute sich der Professor offensichtlich, daß er wenigstens diese beiden genau kannte, und geriet, um auch dies zu sagen, bei Konferenzen und ähnlichen Sitzungen übel in die Brüche, wenn die Rede auf einen Lange kam. Er ward aber seines Irrtums nie inne, und man nahm, da er sämtliche Schüler durcheinander brachte, selten Anstoß an seinen Verwechslungen.

Als wir nach Quarta versetzt wurden, begann (zu des Geschichtslehrers Kummer) ein jüngerer Bruder des Kurt Lange seine Laufbahn als Sextaner. Der hieß Bernhard.

Er fiel dem Herrn mit dem mangelhaften Gedächtnisse zum Opfer, indem er sich umgetauft sah in Bernhard Schröder.

Späterhin wurde er wohl auch — in den Geschichtsstunden — „Bernhard Krause" gerufen, und seit der Tertia schwankte der Professor zwischen den beiden Lesarten und wandte sowohl die eine als auch die andere an.

Bernhard Lange ist in keiner einzigen Geschichtsstunde mit dem wahren Namen aufgerufen worden, und auch seinem Bruder Kurt klang der eigene fremd.

Kurt war und blieb der „Konrad Krause", Martin hieß „Kurt", und Bernhard war ein Schröder oder Krause.

Die Unterscheidung der einzelnen Langes galt dem braven Historiker als finsteres Problem. Nie hat er sich unter den Langes ausgekannt.

Kurt und Martin hatten die Universität bezogen, Bernhard saß in Oberprima die Hosen blank, der Geschichtsprofessor war dabei, sich pensionieren zu lassen. Er wartete bloß noch den Titel „Studienrat' ab.

Da reiste Kurt, sich zu erholen, in die Steiermark, in ein stilles Dörfchen, ganz allein und ohne Anhang, und kraxelte auf die Berge und fühlte sich aller Sorgen und Arbeiten ledig.

Eines trüben Morgens beschloß er, nach dem bisher gemiedenen, von Vergnügungsreisenden gern besuchten See zu pilgern. Der Tag versprach kein gutes Wetter, und Kurt bereute fast, als etwa die Häfte der Wanderung erreicht war, nicht daheim geblieben zu sein.

Zu phlegmatisch, seiner Unentschlossenheit ein Ende zu setzen, stiefelte er weiter und gelangte in verdrießlicher Stimmung an den See.

Dort bestieg er eines der am Strande schaukelnden Boote und ließ sich nach der entlegenen Kapelle rudern. Die Kapelle nahm er in Augenschein — interesselos —, zog das eingewickelte Brötchen aus der Tasche, setzte sich auf einem Felsen nieder, der einen lieblichen Rundblick über den See bot, aß und dachte an gar nichts.

Aber die Welt ist putzig eingerichtet. — Kurt mochte zehn Minuten gesessen und gedöst haben, da tauchte ein Boot auf, in dem er schon von weitem seinen ehemaligen Geschichtslehrer zu sehen wähnte. Und freilich, er war es. Er trug noch denselben Hut wie früher — mit einer Krempe, die jeden Schirm überflüssig machte —, hatte den gleichen dunkelblauen Anzug am Leibe wie ehedem, und überhaupt: Er war es in jeder Beziehung.

Kurt stand auf und wartete ab. Das Boot näherte sich.

Zu Kurts Überraschung sprang der Professor plötzlich auf, griff sich — und der Kahn schaukelte — griff sich mit den Fingerspitzen beider Hände an beide Schläfen, dachte augenblicklich scharf nach, fixierte hierauf den stud. phil. Lange und schrie: „Sagen Sie nichts!"

Dabei streckte er abwehrend und um jede Erklärung zu ersticken, die flache Linke vor sich aus.

Kurt sagte nichts. Er staunte.

Das Boot legte an. Der Professor stieg heraus, ging auf den „Schüler" zu und sprach, jedes Wort scharf betonend: „Sagen Sie nichts. Ich weiß alles!"

Kurt lüftete den Hut und wollte „Guten Tag" wünschen, da fuhr der frischgebackene Studienrat fort: „Ich weiß: Ich habe Sie stets mit Ihrem Bruder verwechselt. Ich weiß. Aber Sie sind der Konrad Schröder, und Ihr Bruder" — hier lächelte er, mit sich selbst zufrieden — „hieß Martin. Habe ich recht oder nicht?"

Der stud. phil. Kurt Lange bereute den Ausflug nicht.

Lustige Rundschau

* **Zu früh!** Krauses hatten neue Nachbarn bekommen, und Frau Krause zeigte reges Interesse für alles, was sie taten.

„Sie müssen sehr verliebt sein!" sagte sie eines Tages zu ihrem Mann. „Er küßt sie jeden Morgen, wenn er geht, und von der Straße aus wirft er ihr noch Handküsse zu! Warum machst du das nicht auch, Hermann?"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.